Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 42 (1962-1963)
Heft: 5

Buchbesprechung: Bücher
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

BÜCHER

BRIEFE HEGELS

Die Ausgabe der Briefe Hegels im Rahmen der «Neuen kritischen Gesamtausgabe» (Felix Meiner, Hamburg) ist nun mit dem 4. Bande vollständig geworden. Es wäre schön, wenn im Laufe der Zeit noch gewichtige Briefe des großen Denkers auftauchten; und ausgeschlossen scheint das nicht. Nebst einem sehr ausgebreiteten und sorgfältig angefertigten Register-Apparat und zahlreichen mehr oder minder wichtigen lebensgeschichtlichen Dokumenten liegt hier nun eine Nachlese vor, welche nicht sehr gewichtig ist. Ein Brief an Tholuck stellt noch einmal eindrücklich heraus, daß Hegel insbesondere mit seiner letztlich neuplatonischen Dreieinigkeitslehre streng auf dem Boden lutherischen Kirchendogmas zu stehen meinte und eine bloß geschichtliche Behandlung dieser Idee, ohne Untersuchung und persönliche Aneignung ihres unmittelbaren Wahrheitsgehaltes, durchaus ungenügend fand. Aber das war ja auch sonsther schon bekannt. So bleibt ein Hauptgewinn dieses Bandes besonders dies, daß neue Züge für die Erkenntnis der Persönlichkeit Hegels ins Licht gestellt werden. Bestätigung von früher bereits Belegtem bedeutet die hier bereicherte Einsicht, wie großzügig und mit menschlich voraussetzungslosem Anstand sich Hegel für seine wegen großdeutsch-demokratischer Umtriebe verdächtigten oder verfolgten Schüler einsetzte — obwohl er ja politisch auf ganz anderem Boden stand und sich oft genug mit leidenschaftlicher Abwehr darauf festgelegt hatte. Je älter er wurde, desto mehr wurde ihm der «objektive Geist», das Bestehende, Bewährte, Befestigte, durch Gehalt und Zeitgemäßheit Durchgesetzte zum Inbegriff der Weisheit und Autorität — alles subjektive, gefühlige, stürmische Treiben dagegen, besonders in jenen jungdeutschen Kreisen, zu frivolem Vorwitz und zu nichtiger Anmaßung. — Daß auch sonst eine mitunter recht unprinzipielle und gelöste Menschlichkeit in den Fugen der Felsblöcke seines Denkens gedieh, zeigen in diesem Bande von anderer Seite aufgezeichnete Erinnerungen an seine Zeit im Tübinger Stift sowie spätere, sorgsam geführte Haushaltungsbücher — welche beide Hegel als recht fröhlichen Zecher und Besucher von Maskenbällen vorführen. Der Reichtum seiner sinnlichen Weltaufnahme wurde natürlich viel bedeutsamer in jenen schon früher neu veröffentlichten Briefen von den Reisen nach Paris und Wien mit dem fast rauschhaften Erleben italienischer Opern klar. Und niemand wird sagen wollen, daß die Einsicht, Hegel habe gerade im Maße, wie die Formen seines Denkens erstarrten, auch Bedürfnis nach lebendigerem Stoff dafür gehabt, unwesentlich sei. Ist dem so, so erwächst dem Leser auch Recht und Pflicht, sich über eine mehr negative Seite seiner Lebensbeziehung zu unterrichten und Gedanken zu machen.

Daß Hegel einen unehelichen Sohn hatte, wird nach der heutigen freieren und doch wohl berechtigteren Auffassung niemand so leicht an sich als einen unauslöschlichen Makel hinstellen. Allerdings war die Beziehung, die dazu führte, offenbar nicht gerade eine hochstehende. Von der Mutter dieses Sohnes wird berichtet, sie sei eine Schneidersfrau gewesen, von anderer Seite, die verlassene Frau eines gräflichen Bedienten — jedenfalls mit Wahrscheinlichkeit seine Zimmerwirtin in Jena. Sie hatte drei Kinder «in Unehren», wie es im Kirchenbuch hieß, von verschiedenen Vätern. Angeblich hat Hegel ihr die Ehe versprochen. Er tat zunächst alles für den Sohn, was vernünftigerweise von ihm erwartet werden konnte. Mit Hegels kriegs-

bedingter Übersiedlung an die «Bamberger Zeitung» war die Beziehung zu der Mutter des Kindes abgeschlossen. Er besorgte dem Sohn Ludwig (geb. 1807) als Paten seinen eigenen Bruder, württembergischen Leutnant, und den ihm befreundeten Buchhändler Friedrich Frommann (dessen angesehener philosophischer Verlag heute noch besteht). Hegel erkannte durchaus an, daß er der Mutter des Knaben verpflichtet sei; aber er habe sie aus ihrer Lage nicht herausreißen können. Da jedoch der Einfluß der Mutter auf den Sohn sehr ungünstig gewesen sei, gab Hegel ihn als Vierjährigen einer Schwägerin von Frommann in Pflege. Dort habe sich Ludwig dann durchaus günstig entwickelt und eine glückliche Kindheit verlebt. Inzwischen war Hegel als Gymnasialrektor nach Nürnberg berufen worden und hatte sich dort mit Maria von Tucher verlobt. Er scheint damals sein Verhältnis zu der Mutter seines Sohnes endgültig geordnet zu haben, bat aber Frau Frommann, sein Verlöbnis vor jener vorläufig geheim zu halten, um nicht ihre «Unverschämtheit» noch mehr aufzureizen; offenbar befürchtete er Erpressungen. Jedenfalls war es ihm, nachdem er dann einen Hausstand gegründet hatte, begreiflicherweise unmöglich, den Sohn Ludwig zu sich zu nehmen; ein Gymnasialrektor und Verschwägerter des reichsstädtischen Patriziates konnte nicht gut einen unehelichen Sohn offen bei sich haben. Doch gingen regelmäßig Pakete von Frau Hegel an Ludwig. Dieser war damals allgemein beliebt. Ein Stammbuch von ihm, das erhalten ist, ist voll von Bezeugungen liebevollster Teilnahme, so zum Beispiel immerhin seitens Goethes, Knebels, Gries'.

Als Hegel dann den Lehrstuhl an der Universität Heidelberg übernahm, begann das Trauerspiel. Die Hegels nahmen Ludwig nun zu sich, der damals zehnjährig war. Hegel hatte jetzt zwei eheliche Söhne, die wesentlich jünger waren als Ludwig. Ludwig habe in Aussehen und Wesen die größte Ähnlichkeit mit dem Vater besessen. Der jüngere Heinrich Voß nahm Ludwig von Jena nach Heidelberg mit, gewann ihn lieb und rühmte ihn hoch, ebenso Vossens Freund Karl von Truchseß, der Freund Fouqués und Förderer Rückerts, bei dem unterwegs Aufenthalt genommen wurde. Es wollte von Anfang an gar nicht gehen zwischen der Familie Hegel und Ludwig. Marie Hegel trat mit großer Gutwilligkeit an ihre Aufgabe heran, erfand sie aber auf die Dauer als zu schwer. Ludwig fühlte sich überall zurückgesetzt und als fünftes Rad am Wagen. Er wurde darüber nach Varnhagens Aussage «verschlossen, scheu und durchtrieben». Er siedelte noch mit nach Berlin über, besuchte mit gutem Erfolg (zeitweise Primus) das Französische Gymnasium, wurde dann aber von seinem Vater zum Kaufmannsberuf bestimmt. Er selber hätte gerne studiert, wozu er wohl mit Recht das Zeug in sich fühlte, und wollte Arzt werden. Der Vater zwang Ludwig unter Androhung, seine Hand von ihm abzuziehen, auf diesen Wunsch zu verzichten. Die Kaufmannstätigkeit, die damals den Angestellten nur eine eher gedrückte und demütigende Rolle offen ließ, war Ludwig verhaßt. In Stuttgart, wo er die Lehre angetreten hatte, waren Verwandte von Frau Hegel, vor denen der Unselige nun ängstlich verborgen bleiben mußte. Da tat Hegel einen folgenschweren Schritt: er entzog Ludwig seinen Namen Hegel; von nun an mußte er sich Fischer nennen. Zugleich soll Ludwig eine Unterschlagung im Betrage von 8 Groschen begangen haben, welche den äußeren Vorwand für diese feierliche Unwürdigkeits-Erklärung abgab. Hegel habe ihm darauf eine Offiziersstelle in der holländischen Fremdenlegion Indonesiens gekauft; nach andern, wahrscheinlicheren Angaben (da er ja nachträglich gar kein Offizier war) habe Ludwig einfach die Flucht ergriffen und sich in Amsterdam anwerben lassen. Doch wurde er wenigstens Unteroffizier und starb nach fünf Jahren auf Java an einer Tropenkrankheit. Hegel erkundigte sich noch nach ihm bei einem holländischen Anhänger, der etwas für Ludwig tun wollte. Varnhagen fügt dem nach Mitteilungen von Heinrich Leo in Halle hinzu: «Hegel habe großen Eifer in dieser Sache gehabt, aber auch tiefen Schmerz, und sein eigenes Verfahren, von dessen Notwendigkeit er durchdrungen war, sei ihm ein steter Kampf und schwerer Vorwurf geworden... Dieser Sohn sei wichtig und verhängnisvoll

für den Vater geworden und habe wie ein unvertilgbarer Verdruß und stachelnder Gram bis zuletzt sein Leben tief angeregt.»

Nachdem Hegels Sohn Karl in der ersten Briefedition jede Erinnerung an den Halbbruder peinlichst getilgt hatte und Georg Lasson, der erste Betreuer der neuen Gesamtausgabe, aus Rücksicht auf noch lebende Enkel Hegels die in seinem Besitze befindlichen Briefe Ludwig Fischers zurückgehalten hatte, auch Hoffmeister, der erste Besorger der neuen Briefbände, in seinen Anmerkungen Angaben über die ganze Angelegenheit gemacht hatte, die zu Gunsten Hegels etwas parteiisch waren, hat jetzt Rolf Flechsig im hier besprochenen 4. Bande jene Briefe Ludwig Fischers erstmalig veröffentlicht, dazu zwei Briefe von Frau Frommann über die erst erhoffte und dann nicht eingetretene «Besserung» des «verstockten» Ludwig. Diese machen in ihrem säuerlich moralisierenden und beinahe pharisäischen Ton keinen guten Eindruck. Die drei Briefe von Ludwig selbst, die darauf folgen, machen dagegen intellektuell und menschlich einen ausgesprochen guten Eindruck. Er beklagt sich aufs bitterste über das in der Tat recht düster geschilderte Verhalten seines Vaters zu ihm und schiebt ihm mit blankem Haß alle Schuld am erfolgten Bruch zu. Hegel habe ihm nicht einmal ein persönliches Abschiedswort gegönnt, sondern dieses nur durch seinen Prinzipal ausrichten lassen. Er selbst sei sich keines Fehlers bewußt. Ein sehr inniges Verhältnis scheint zwischen Ludwig und seiner Halbschwester Therese Burkhardt geherrscht zu haben. Mit männlich beherrschtem Schmerz, der von der Schwester erwidert wurde, machte er sich klar, daß seine Reise nach Ostasien ihm leicht den Tod bringen könnte.

Selbstverständlich genügt all dies nicht, um Hegel eindeutig mit einer bedeutenden Schuld zu belasten. Doch immerhin hat es auch keinen Sinn, sich ohne weiteres für die Pflichtgemäßheit seines Verhaltens einzusetzen, letztlich nur weil er ein großer, berühmter Mann war und weil entsprechend die Herausgeber und Biographen allzuoft ihre Rolle solchen Männern gegenüber darin sehen, *alles* an ihnen in Bausch und Bogen zu verherrlichen und zu kanonisieren. Aber wir wollen nicht in dieser Sache den ersten Stein gegen Hegel aufheben. Was an seinen Schattenseiten menschlich viel schwerer ins Gewicht fällt, ist sein maßlos selbstsicheres, unduldsames und starres Verhalten in allen Dingen seiner *Lehre*. Doch ist es natürlich schwer, im Besitze von Einsichten, wie sie Hegel errungen hatte, und von gerade *solchen* Einsichten, zu denen ganz wesentlich ihre durch Geschichtsdialektik zwangsläufig herausgebildete *Absolutheit* gehörte, einen Abstand zu sich selbst und dem eigenen Denken zu bewahren. Jedenfalls ruht das Gewaltige seiner Gedankenwelt schwer in der Waagschale der Beurteilung, deren der Nachgeborene ihn in aller Bescheidenheit kritisch unterziehen muß; und wenn hier auch einige Steine in die *andere* Waagschale gelegt werden mußten, so geschah es, um zu verstehen, nicht um anzuklagen.

Erich Brock

ROMANE

Sehr willkürlich scheinen die hier zu besprechenden Romane ausgewählt; sie haben bloß das eine gemeinsam, daß sie Zeitdokumente sind — fröhliche, traurige, unterhaltsame, bedrückende. Die Willkür der Auswahl, auch in bezug auf die Herkunft, hat aber den großen Vorteil, daß wir nicht allzu voreilig eine Richtung erkennen (die es doch nicht gibt).

Beginnen wir mit Autoren aus dem deutschsprachigen Gebiet. Weil hier im Augenblick keine literarische Sensation wie die «Blechtrommel» (1959) die Aufmerk-

samkeit ablenkt, besitzen die noch nicht Arrivierten mehr Chancen. *Hans Lebert* ist zwar schon mit kleineren Arbeiten an die Öffentlichkeit getreten und, als Österreicher in Österreich, mit Förderungspreisen bedacht worden. *Die Wolfshaut* ist indessen sein erster Roman[1]. Heimito von Doderer hat das Werk im «Merkur» angezeigt. An den Meister der modernen österreichischen Erzählkunst wäre man wohl auch ohne diese Anzeige erinnert worden; denn Lebert besitzt wirklich ein Kompositionstalent und eine epische Natur, wie sie heute vor allem in Österreich vorkommen. Im Dorf Schweigen begibt sich Unerhörtes. Außerhalb des Dorfes sind zwei Männer ermordet worden. Habergeier, der Dorfmagnat, und der Polizist Habicht verdächtigen den «Matrosen», der sich schlecht in die spießige Dorfgemeinschaft eingepaßt hat. Im einzigen Wirtshaus am Platz wird geprahlt, geschimpft, werden trübe Feste gefeiert. Das Heimatgefühl dieser Untermenschen stinkt zum Himmel, und das, was der Viehhändler Utrunik mit der Fleischerstochter Herta Binder treibt, wirkt auch nicht gerade erbaulich. Leberts Wortkunst wühlt im Dreck; sein großer epischer Atem wird zum Gebraus. Es gibt hier Szenen, die übervoll von Leben sind; die hoffen lassen, Dorfromane werden vielleicht wieder einmal möglich. Um so mehr ist man enttäuscht, wenn sich plötzlich Gespreiztheiten wie «zwischen ihren sich rasch voneinander entfernenden Schritten entstand eine Leere, und der Mond erhellte diese Leere» (S. 325) finden. Lebert dürfte seinem Talent ganz vertrauen.

In seinem Roman ist die Vergangenheit (hinsichtlich des biederen Nazionalsozialismus) nicht bewältigt. Der Roman will ja das Unbewältigte zeigen, aggressiv, warmblütig, engagierend. Beinahe bewältigt demgegenüber erscheint die Vergangenheit in der eisgekühlten Prosa *Karl Günther Hufnagels*. Sein Roman *Die Parasitenprovinz* ist ebenfalls ein Erstling[2]. Ein Erstling mit weniger Stilfehlern; von einer Kälte, möchte man sagen, die keine Fehler mehr zuläßt. Schaffen am Modell nennt man sowas heute. In Leberts Roman meldete sich zwischen den Szenen ein fast anonym wirkendes Wir zur Kommentierung. Karl Günther Hufnagel erzählt in Ichform; aber dieses Ich ist ein Nichts. Ein Parasit seiner Pseudoexistenz. Es geht von Frau zu Frau, bringt die geschlechtlichen Aktionen so teilnahmslos hinter sich, als ob eine Zigarette angezündet oder eine Türe geöffnet würde. Alles ist Oberfläche, eine Oberfläche, die in ihrer Zweidimensionalität fürchterlich wird. In knappster Form werden die Gegenstände nebeneinandergestellt. Wenn die Geliebte des Erzählers rasch auf Besuch kommt und sich nach dem Ergehen einer anderen Geliebten erkundigt, kann da stehen: «‚Denkst du, mir gefällt es?' Ich öffne die Wohnungstür. Gerta (die Besuchende) zögert an der Schwelle, faßt dann die Klinke, zieht die Tür hinter sich zu» (S. 244). Hufnagels Präzision in der Schilderung äußerer Bewegungsabläufe ist unerhört. Die Hauptfigur (der Erzähler) scheint trotz seiner geschlechtlichen Überbeanspruchung hie und da nicht unsympathisch. Man kommt von der Frage nicht ganz los, ob er eine Kreation à la Henry Miller oder ein echter Nonkonformist, ein hoffnungslos Liebender sei. Egal ist gemäß einer Formulierung Gerdas das modernste Wort, das man heute höre. Mit Cool Jazz wird eine der bezeichnendsten Szenen untermalt.

Kühl und knapp wirken auch die «Erzählungen aus Marokko» *Orangentraum*, die der noch nicht ganz vierzigjährige *Raffael Ganz* geschrieben hat[3]. Ganz ist 1960 mit dem C.-F.-Meyer-Preis ausgezeichnet worden; er hat, nach dem Besuch des Gymnasiums in Zürich, an den verschiedensten Orten und in den verschiedensten Berufen gelebt. Er verfaßte Drehbücher, lebte an der französischen Riviera, in Spanien, Marokko, den Vereinigten Staaten. Gewiß klingen seine Sätze konventioneller, zielen mehr aufs Poetische als diejenige Hufnagels; er besitzt keine unverwechselbare Sprache. Aber etwas von jener zeitgenössischen Hemmung, nicht dem Zauber des Exotischen oder scheinbar Geheimnisvollen zu verfallen, ist doch auch hier spürbar. Ganz schreibt gut und abwechslungsreich.

David Wechsler, dessen Schauspiel «Wege zu Rahel» in Zürich einigen Erfolg hatte,

kommt ebenfalls vom Film her. Sein vor dem Schauspiel erschienener Roman *Ein Haus zu wohnen* ist die Geschichte eines jungen Schweizers Martin Rieser, der, obschon gutbürgerlich erzogen, den Weg in die familiäre, politische oder religiöse Geborgenheit nicht findet[4]. Sein Vater ist polnischer Jude, seine Mutter protestantische Zürcherin. Der Knabe aber entscheidet sich gegen das geistige Erbgut seiner Eltern; er bleibt allein. Der Roman ist stellenweise flott erzählt, im Stil der Zürcher Literatur von heute, deren modernste Wendung nicht heißt, alles sei egal, sondern, alles in allem sei das Leben der verlorenen Generation doch interessant. Als Neuschweizer prägt Wechsler mitunter sehr freundliche Urteile über sein Vaterland. «In meinem Land kann ein Ungebundener», sagt Martin Rieser, «sich so gut zu Hause fühlen wie der Strenggläubige: ein Ulrich Hutten in seinem Asyl auf der Ufenau so gut wie ein Niklaus von Flüe in seinem Refugium in der Ranftschlucht.» Als Romancier dagegen enttäuscht er häufig. Provinziell wird ein Erzähler meist, wenn er zu zeitgenössisch schreiben will (siehe Hans Lebert); dann riecht die Luft nach Hintertreppen. Der Klappentext hat uns ungewollt gewarnt: «Im zweiten Teil des Romans verfolgt der Scheinwerfer der Erzählung», heißt es dort — man höre, «einen fremden Herrn bis in das Appartement einer Dirne.»

Es ist wohl kein Zufall, daß die Italiener in realistischen Romanen nicht so rasch platt werden. *Bonaventura Tecchis* erfolgreicher Roman *Die Egoisten* ist ein Beispiel für realistische Erzählkunst aus dem Süden[5]. Da kommen berühmte Atomphysiker, schöne Mädchen, die üblichen Seitensprungszenen vor, die, natürlich und ehrlich-offen erzählt, keineswegs sogleich an einen schlechten Film erinnern. Diese Männer und Frauen der besseren Gesellschaft fühlen sich mitunter auch als Parasiten (oder vielmehr Egoisten); aber trotzdem erscheint die Welt, in der sie leben, verglichen mit Hufnagels Roman, gesund und sympathisch. Da entreißt sich noch manch schmerzlicher Ausruf der Brust; da wird nach Noten Goethe zitiert. Ein Roman nach altem Schrot und Korn — darum wahrscheinlich so erfolgreich — und thematisch recht aktuell. Tecchis problematischer Realismus erinnert oft an den Stil von Stefan Andres. Trotz allen Vorbehalten den «Egoisten» gegenüber vertraut er im Grunde der Welt — dem ruhigen Licht zum Beispiel, das am Schlusse des Romans so schön über der Stadt der Schuldigen, Rom, aufgeht.

Altbewährt auch die Technik *C. P. Snows* in *Zeit der Hoffnung*[6]. Lewis Eliot, der Held des 1958 in England unter dem Titel «Time of Hope» erschienenen Romans, wirkt trotz seiner überragenden Intelligenz verglichen mit anderen Romangestalten der Gegenwartsliteratur erstaunlich normal. Aufgewachsen in einem Städtchen nahe London scheint er zum Schicksal eines Vertreters des Kleinbürgertums verdammt. Die Hoffnung seiner Mutter, ihrer Familie bleibe der Ruhm nicht ganz versagt, der Bankrott des Vaters, die aufdringlichen Ratschläge einer Tante spornen ihn aber derart an, daß er sich entschließt, Karriere zu machen. Ein kluger Freund hilft und ermutigt ihn. Das liest sich am Anfang wie ein Roman des letzten Jahrhunderts; Glück und Unglück lassen sich vorerst wie Soll und Haben buchen, und der Leser atmet nach jedem Kapitel auf, wenn sein Held im Leben einen Schritt weiter gekommen ist. Wie schön, vom Erfolg eines gesellschaftlich Benachteiligten zu hören, wie interessant, im Zeitalter des negativen Heldentums Tüchtigkeit in einem dichterischen Bild kennenzulernen. — Snow, den Orville Prescott in der «New York Times» als den bedeutendsten Romancier der gegenwärtigen englischen Literatur gepreisen hat, stammt aus dem Kleinbürgertum und gehört heute der Oberschicht seines Landes an. 1957 wurde er geadelt. Ein wichtiger Name, vom Menschlichen wie von der Kunst aus betrachtet.

Origineller, im ganzen fast etwas extravagant ist das Thema *John Updikes* im Roman *Das Fest am Abend*[7]. In einem amerikanischen Altersheim, das wie jedes Jahr sein Festchen feiert, streiten sich verschiedene Insassen um Kleinigkeiten, diskutieren, hoffen, lieben. Das Heim bedeutet für viele eine Endstation. Der Präfekt der Anstalt, Conners, glaubt auf eine unglückselige Weise an

das Paradies eines perfektionierten Wohlfahrtsstaates, nimmt aber damit seinen Schutzbefohlenen ihren naiven Jenseitsglauben. Steine werden nach ihm geworfen, was ihn betrübt, was er aber rasch vergibt. Updike zeichnet ein Bild des Altersheims, das man kafkaesk nennen könnte, wenn nicht so viel amerikanischer Humor und amerikanische Menschlichkeit in ihm lebten.

Sehr souverän-menschlich (verglichen mit den deutschen und schweizerischen Erzählungen) nimmt sich auch *Jean Giraudouxs* Frühwerk *Die Irrfahrten des Elpenor* aus; es war schon 1919 in einer ersten Fassung, dann in der endgültigen Fassung 1938 unter dem Titel «Elpenor» bei Bernhard Grasset herausgekommen[8]. Ein Prosawerk voller Verspieltheit, voll Ironie, voll Geist. Giraudoux hatte vor den «Irrfahrten» noch keine Dramen publiziert, und etwas Etüdenartiges haftet dem Werk gewiß noch an; aber man ist froh, die Dichtung in dieser sorgfältigen Übertragung O. F. Bests zur Verfügung zu haben. Giraudoux soll bei der Darstellung Elpenors, der tragikomischen Nebenfigur der Odyssee, an Charly Chaplin gedacht haben. So, in Gedanken an den amerikanischen Clown, bringt er uns bestimmte Passagen der Odyssee näher. Oder sagen wir besser: Der moderne Franzose spricht durch die Maske eines homerischen Helden zu uns. Auch derart bezeugt sich Zeitgenossenschaft.

Hans Bänziger

[1] Hans Lebert: Die Wolfshaut, Roman, Claassen Verlag, Hamburg 1960. [2] Karl Günther Hufnagel: Die Parasitenprovinz, Roman, Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1960. [3] David Wechsler: Ein Haus zu wohnen, Roman, Artemis Verlag, Zürich 1961. [4] Raffael Ganz: Orangentraum, Erzählungen aus Marokko, Artemis Verlag, Zürich 1961. [5] Bonaventura Tecchi: Die Egoisten, Roman, übersetzt von Percy Eckstein, Werner Claassen Verlag, Zürich 1960. [6] C. P. Snow: Zeit der Hoffnung, Roman, übertragen von Grete Felten, Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1960. [7] John Updike: Das Fest am Abend, Roman, übertragen von Maria Carlsson, S. Fischer Verlag, Frankfurt a. M. 1961. [8] Jean Giraudoux: Die Irrfahrten des Elpenor, übertragen von Otto F. Best, Propyläen Verlag, Berlin 1960.